

dtv

Günter Grass erzählt von sich selbst. Vom Ende seiner Kindheit beim Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. Vom Knaben in Uniform, der so gern zur U-Boot-Flotte möchte und sich hungernd in einem Kriegsgefangenenlager wiederfindet. Von dem jungen Mann, der sich den Künsten verschreibt, den Frauen hingibt und in Paris an der ›Blechtrommel‹ arbeitet. Günter Grass erzählt von der spannendsten Zeit im Leben eines Menschen: den Jahren, in denen eine Persönlichkeit entsteht, geformt wird, ihre einzigartige Gestalt annimmt.

›Beim Häuten der Zwiebel‹ ist ein mit komischen und traurigen, oft ergreifenden Geschichten prall gefülltes Erinnerungsbuch, das immer wieder Brücken in die Gegenwart schlägt. Günter Grass fasst den jungen Menschen von damals nicht mit Samthandschuhen an, enthüllt seine Schwächen, thematisiert manches Versagen und legt den Finger auf noch heute schmerzende Wunden.

Günter Grass wurde am 16. Oktober 1927 in Danzig geboren, absolvierte nach der Entlassung aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft eine Steinmetzlehre, studierte Grafik und Bildhauerei in Düsseldorf und Berlin. 1956 erschien der erste Gedichtband mit Zeichnungen, 1959 der erste Roman, ›Die Blechtrommel‹. 1999 wurde ihm der Nobelpreis für Literatur verliehen. Grass lebt in der Nähe von Lübeck. Sein gesamtes literarisches Werk ist auch bei dtv erschienen.

Günter Grass
Beim Häuten der Zwiebel

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ungekürzte Ausgabe
Mai 2008
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
© Steidl Verlag, Göttingen 2006
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggrafik: Günter Grass
Satz: Steidl, Göttingen
Druck und Bindung: Druckerei C.H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13655-6

Allen gewidmet, von denen ich lernte



Die Häute unter der Haut

Ob heute oder vor Jahren, lockend bleibt die Versuchung, sich in dritter Person zu verkappen: Als er annähernd zwölf zählte, doch immer noch liebend gern auf Mutters Schoß saß, begann und endete etwas. Aber läßt sich, was anfang, was auslief, so genau auf den Punkt bringen? Was mich betrifft, schon.

Auf engem Raum wurde meine Kindheit beendet, als dort, wo ich aufwuchs, an verschiedenen Stellen zeitgleich der Krieg ausbrach. Er begann unüberhörbar mit den Breitseiten eines Linienschiffes und dem Anflug von Sturzkampfflugzeugen über dem Hafenvorort Neufahrwasser, dem als polnischer Militärstützpunkt die Westerplatte gegenüberlag, zudem entfernter mit den gezielten Schüssen zweier Panzerspähwagen beim Kampf um die Polnische Post in der Danziger Altstadt und nahbei verkündet aus unserem Radio, dem Volksempfänger, der im Wohnzimmer auf dem Büfett seinen Platz hatte: mit ehrnen Worten wurde in einer Parterrewohnung, die Teil eines dreistöckigen Mietshauses im Langfuhrer Labesweg war, das Ende meiner Kinderjahre ausgerufen.

Sogar die Uhrzeit wollte unvergeßlich sein. Ab dann herrschte auf dem Flugplatz des Freistaates, nahe der Schokoladenfabrik Baltic, nicht nur ziviler Betrieb. Aus den Dachluken des Mietshauses gesehen, stieg überm Freihafen schwärzlich Rauch auf, der sich unter fortgesetzten Angriffen und bei leichtem Wind aus Nordwest erneuerte.

Aber sobald ich mich an den fernen Geschützdonner der *Schleswig-Holstein*, die eigentlich als Veteran der Skagerrakschlacht ausgedient hatte und nur noch als Schulschiff für Kadetten taugte, sowie an die abgestuften Geräusche von Flugzeugen erinnern will, die Stukas genannt wurden, weil sie hoch überm Kampfgebiet seitlich abkipperten und im Sturzflug mit endlich ausgeklinkten Bomben ihr Ziel fanden, rundet sich die Frage: Warum überhaupt soll Kindheit und deren so unverrückbar datiertes Ende erinnert werden, wenn alles, was mir ab den ersten und seit den zweiten Zähnen widerfuhr, längst samt Schulbeginn, Murnelspiel und verschorften Knien, den frühesten Beichtgeheimnissen und der späteren Glaubenspein zu Zettelkram wurde, der seitdem einer Person anhängt, die, kaum zu Papier gebracht, nicht wachsen wollte, Glas in jeder Gebrauchsform zersang, zwei hölzerne Stöcke zur Hand hatte und sich dank ihrer Blechtrommel einen Namen machte, der fortan zitierbar zwischen Buchdeckeln existierte und in weißnichtwieviel Sprachen unsterblich sein will?

Weil dies und auch das nachgetragen werden muß. Weil vorlaut auffallend etwas fehlen könnte. Weil wer wann in den Brunnen gefallen ist: meine erst danach überdeckelten Löcher, mein nicht zu bremsendes Wachstum, mein Sprachverkehr mit verlorenen Gegenständen. Und auch dieser Grund sei genannt: weil ich das letzte Wort haben will.

Die Erinnerung liebt das Versteckspiel der Kinder. Sie verkriecht sich. Zum Schönreden neigt sie und schmückt gerne, oft ohne Not. Sie widerspricht dem Gedächtnis, das sich pedantisch gibt und zänkisch rechthaben will.

Wenn ihr mit Fragen zugesetzt wird, gleicht die Erinnerung einer Zwiebel, die gehäutet sein möchte, damit freigelegt werden kann, was Buchstab nach Buchstab ablesbar steht: selten eindeutig, oft in Spiegelschrift oder sonstwie verrätselt.

Unter der ersten, noch trocken knisternden Haut findet sich die nächste, die, kaum gelöst, feucht eine dritte freigibt, unter der die vierte, fünfte warten und flüstern. Und jede weitere schwitzt zu lang gemiedene Wörter aus, auch schnörkelige Zeichen, als habe sich ein Geheimniskrämer von jung an, als die Zwiebel noch keimte, verschlüsseln wollen.

Schon wird Ehrgeiz geweckt: dieses Gekrakel soll entziffert, jener Code geknackt werden. Schon ist widerlegt, was jeweils auf Wahrheit bestehen will, denn oft gibt die Lüge oder deren kleine Schwester, die Schummelei, den haltbarsten Teil der Erinnerung ab; niedergeschrieben klingt sie glaubhaft und prahlt mit Einzelheiten, die als fotogenau zu gelten haben: Das unter der Julihitze flimmernde Teerpappendach des Schuppens auf dem Hinterhof unseres Mietshauses roch bei Windstille nach Malzbonbon...

Der abwaschbare Kragen meiner Volksschullehrerin, des Fräulein Spollenhauer, war aus Celluloid und schloß so eng, daß ihr Hals Falten warf...

Die Propellerschleifen der Mädchen sonntags auf dem Zoppoter Seesteg, wenn die Kapelle der Schutzpolizei muntere Weisen spielte...

Mein erster Steinpilz...

Als wir Schüler hitzefrei hatten...

Als meine Mandeln schon wieder entzündet waren...

Als ich Fragen verschluckte...

Die Zwiebel hat viele Häute. Es gibt sie in Mehrzahl. Kaum gehäutet, erneuert sie sich. Gehackt treibt sie Tränen. Erst beim Häuten spricht sie wahr. Was vor und nach dem Ende meiner Kindheit geschah, klopft mit Tatsachen an und verlief schlimmer als gewollt, will mal so, mal so erzählt werden und verführt zu Lügengeschichten.

Als bei anhaltend schönem Spätsommerwetter in Danzig und Umgebung der Krieg ausbrach, sammelte ich – kaum hatten die polnischen Verteidiger der Westerplatte nach sieben Tagen Widerstand kapituliert – im Hafenvorort Neufahrwasser, der mit der Straßenbahn über Saspe, Brösen in kurzer Zeit erreicht werden konnte, eine Handvoll Bomben- und Granatsplitter, die jener Junge, der anscheinend ich war, während einer Zeitspanne, in deren Verlauf der Krieg nur aus Sondermeldungen im Radio zu bestehen schien, gegen Briefmarken, farbige Zigarettenbilder, zerlesene wie druckfrische Bücher, darunter Sven Hedins Reise durch die Wüste Gobi, weißnichtwasnoch eintauschte.

Wer sich ungenau erinnert, kommt manchmal dennoch der Wahrheit um Streichholzlänge näher, und sei es auf krummen Wegen.

Zumeist sind es Gegenstände, an denen sich meine Erinnerung reibt, das Knie wundstößt oder die mich Ekel nachschmecken lassen: Der Kachelofen... Die Teppichklopfstangen auf den Hinterhöfen... Das Klo in der Zwischenetage... Der Koffer auf dem Dachboden... Ein Stück Bernstein, taubeneigroß...

Wem sich ertastbar die Haarspange der Mutter oder Vaters unter der Sommerhitze an vier Zipfeln geknotetes Taschentuch oder der besondere Tauschwert verschieden

gezackter Granat- und Bombensplitter erhalten hat, dem fallen – und sei es als unterhaltsame Ausrede – Geschichten ein, in denen es tatsächlicher als im Leben zugeht.

Die Bilder, die ich als Kind und dann als Jugendlicher zu sammeln nicht faul war, gab es gegen Gutscheine, die in Päckchen steckten, aus denen meine Mutter nach Geschäftsschluß ihre Zigaretten klopfte. »Stäbchen« nannte sie die Teilhaber ihres mäßigen Lasters, das sie allabendlich bei einem Glas Cointreau zelebrierte. Bei Laune gelang es ihr, Rauchringe schweben zu lassen.

Die mir begehrenswerten Bilder gaben farbig die Meisterwerke der europäischen Malerei wieder. So lernte ich früh die Namen der Künstler Giorgione, Mantegna, Botticelli, Ghirlandaio und Caravaggio falsch auszusprechen. Das nackte Rückenfleisch einer liegenden Frau, der ein geflügelter Knabe den Spiegel hält, war mir seit Kinderjahren mit dem Namen des Malers Velázquez verkuppelt. Unter Jan van Eycks »Singenden Engeln« prägte sich vor allen anderen das Profil des hintersten Engels ein; gern hätte ich Haare gelockt wie er oder Albrecht Dürer gehabt. Dessen Selbstbildnis, das in Madrid im Prado hängt, konnte befragt werden: Warum hat sich der Meister mit Handschuhen gemalt? Wieso sind seine seltsame Mütze und der rechte untere Pluderärmel so auffallend gestreift? Was macht ihn so selbstsicher? Und warum steht sein Alter – erst sechsundzwanzig zählt er – unterm gemalten Fensterbord geschrieben?

Heute weiß ich, daß ein Zigaretten-Bilderdienst in Hamburg-Bahrenfeld diese allerschönsten Reproduktionen gegen Gutscheine geliefert hat und – auf Bestellung – quadratische Alben. Seit mir alle drei dank meines Lü-

becker Galeristen, der in der Königstraße ein Antiquariat unterhält, wieder zur Hand sind, ist sicher, daß die im Jahr achtunddreißig erschienene Auflage des Renaissance-Bandes bis zum vierhundertfünfzigtausendsten Exemplar gedruckt worden ist.

Während ich Blatt nach Blatt wende, sehe ich mich beim Einkleben der Bilder am Wohnzimmertisch. Diesmal sind es spätgotische, unter ihnen die Versuchung des heiligen Antonius von Hieronymus Bosch: er zwischen vermenschtem Getier. Fast feierlich geht es dabei zu, sobald aus der gelben Uhu-Tube der Klebstoff quillt...

Damals mögen viele Sammler, weil heillos auf Kunst versessen, übermäßig geraucht haben. Ich jedoch wurde zum Nutznießer all jener Raucher, denen die Gutscheine nichts wert waren. Immer mehr Bilder machten gesammelt, getauscht und eingeklebt meinen Besitz aus, mit dem ich kindlich, später einfühlsam umging: so erlaubte Parmigianinos hoch aufgeschossene Madonna, deren auf langem Hals knospender Kopf die im Hintergrund himmelwärts strebende Säule überragt, dem Zwölfjährigen, sich als Engel innigst an ihrem rechten Knie zu reiben.

Ich lebte in Bildern. Und weil der Sohn so beharrlich auf Vollständigkeit aus war, hat die Mutter nicht nur den Ertrag ihres eher bemessenen Konsums – sie rauchte andächtig Orient-Zigaretten mit Goldmundstück –, sondern auch Gutscheine beigesteuert, die der eine oder andere Kunde, der ihr geneigt und dem die Kunst schnuppe war, über die Ladentheke geschoben hat. Manchmal brachte der Vater, wenn er als Kolonialwarenhändler, wie es hieß, geschäftlich unterwegs war, dem Sohn die begehrten Gutscheine mit. Auch rauchten die Gesellen meines Großvaters, des Tischlermeisters, fleißig zu meinen Gun-

sten. Die Alben voll leerer Felder zwischen gelehrt erklärenden Texten mögen Weihnachts- oder Geburtstagsgeschenke gewesen sein.

Schließlich waren es alle drei, die ich wie einen Schatz hütete: Das blaue Album, in dem die Malerei der Gotik und Frührenaissance klebte; das rote, das mir die Malerei der Renaissance vor Augen führte; das goldgelbe, in dem die Bilder des Barock nicht vollzählig versammelt waren. Zu meinem Kummer klebte nichts, wo Rubens und van Dyck Platz forderten. Es fehlte an Nachschub. Nach Kriegsbeginn verebbte der Gutscheinsegen. Aus zivilen Rauchern wurden Soldaten, die weit weg von zu Hause ihre Juno oder R6 pafften. Einer meiner zuverlässigsten Lieferanten, ein Kutscher der Aktien-Bierbrauerei, fiel beim Kampf um die Festung Modlin.

Auch kamen andere Serien in Umlauf: Tiere, Blumen, Glanzbilder deutscher Geschichte und die geschminkten Gesichter beliebter Filmschauspieler.

Zudem wurden seit Beginn des Krieges jedem Haushalt Lebensmittelkarten zugeteilt, und auf besonderen Abschnitten war der Genuß von Tabakwaren rationiert. Da ich mir aber meine kunsthistorische Bildung mit Hilfe der Zigarettenfirma Reemtsma bereits in Vorkriegszeiten angesammelt hatte, betraf mich der verordnete Mangel nicht allzu sehr. Etliche Lücken waren nachträglich zu schließen. So gelang es mir, Raffaels Dresdner Madonna, die ich doppelt besaß, gegen Caravaggios Amor zu tauschen; ein Handel, der sich erst nachwirkend auszahlte.

Schon als zehnjähriger Knabe konnte ich auf ersten Blick Hans Baldung, den man Grien nannte, von Matthias Grünewald, Frans Hals von Rembrandt und Filippo Lippi von Cimabue unterscheiden.

Wer malte die Madonna im Rosenhag? Und wer jene mit blauem Tuch, Apfel und Kind?

Auf Wunsch abgefragt von der Mutter, die die Bildtitel und Namen der Künstler mit zwei Fingern verdeckte, kamen des Sohnes Antworten treffsicher.

Bei diesem häuslichen Ratespiel, aber auch in der Schule war ich in Kunst eine Eins, hing aber von der Sexta an hoffnungslos durch, sobald Mathematik, Chemie, Physik auf dem Stundenplan standen. Fix im Kopfrechnen, gingen auf dem Papier meine Gleichungen mit zwei Unbekannten nur selten auf. Bis in die Quinta stützten mich Einser- und Zweiernoten in den Fächern Deutsch, Englisch, Geschichte und Erdkunde. Zwar konnten wiederholt belobigtes Zeichnen und Tuschen aus bloßer Einbildung oder nach der Natur dem Schüler behilflich werden, als aber ab der Quarta in den Zeugnissen Latein benotet wurde, blieb ich kleben und mußte ein Jahr lang mit anderen Sitzenbleibern alles noch einmal durchkauen. Das bekümmerte die Eltern, weniger mich, standen mir doch von früh an ins Blaue führende Fluchtwege offen.

Heute sind die Enkelkinder mit dem Eingeständnis des Großvaters, er sei ein teils fauler, teils ehrgeiziger, doch unterm Strich schlechter Schüler gewesen, nur halbwegs zu trösten, wenn sie unter miesen Zeugnissen oder hilflos hampelnden Lehrern leiden. Sie stöhnen, als müßten sie pädagogisch gewichtete Wackersteine schleppen, als verlief ihre Schulzeit in einer Strafkolonie, als schikaniere Lernzwang ihren süßesten Schummer; doch meinen Schlaf haben Pausenhofängste nie als Albträume beschweren können.

Als ich ein Kind war, noch keine rote Gymnasiastenmütze trug und noch keine Zigarettenbildchen sammelte, kleb-

kerte ich, sobald wieder einmal der Sommer versprach, endlos zu sein, an einem der Strände entlang der Danziger Bucht aus nassem Seesand verschieden hohe Türme und Mauern zu einer Burg, bewohnt von Figuren, die phantastischer Natur waren. Immer wieder untergrub die See den gekleckerten Bau. Was hoch getürmt stand, stürzte lautlos in sich zusammen. Und aufs neue lief mir nasser Sand durch die Finger.

»Kleckerburg« heißt ein langes Gedicht, das ich Mitte der sechziger Jahre, also zu einer Zeit schrieb, in der der vierzigjährige Vater dreier Söhne und einer Tochter bereits bürgerlich gefestigt zu sein schien; wie der Held seines ersten Romans hatte sich dessen Autor einen Namen gemacht, indem er sein gedoppeltes Ich in Bücher sperrte und derart gebändigt zu Markte trug.

Das Gedicht handelt von meinem Herkommen und vom Geräusch der Ostsee: »In Kleckerburg gebürtig, westlich von«, und stellt Fragen: »Geboren wann und wo, warum?« Eine den Verlust und das Gedächtnis als Fundbüro beschwörende Suada in Halbsätzen: »Die Möwen sind nicht Möwen, sondern«.

Am Ende des Gedichtes, das mit dem Heiligen Geist und Hitlers Bild mein Umfeld absteckt und mit Bombensplittern und Mündungsfeuer den Kriegsbeginn in Erinnerung ruft, versanden die Jahre der Kindheit. Nur die Ostsee sagt weiterhin auf Deutsch, auf Polnisch: »Blubb, piff, pschsch...«

Der Krieg zählte wenige Tage, als ein Cousin meiner Mutter, Onkel Franz, der als Briefträger zu den Verteidigern der Polnischen Post am Heveliusplatz gehörte, bald nach Ende des kurzen Kampfes wie fast alle Überlebenden auf

deutschen Befehl standrechtlich erschossen wurde. Der Feldrichter, der die Todesurteile begründete, aussprach und unterschrieb, durfte noch lange nach Kriegsende unbeschadet in Schleswig-Holstein als Richter urteilen und Urteile unterschreiben. Das war so üblich zu Kanzler Adenauers nicht enden wollender Zeit.

Später habe ich den Kampf um die Polnische Post mit verwandeltem Personal einer erzählenden Schreibweise angepaßt und dabei ein Kartenhaus wortreich einstürzen lassen; meiner Familie jedoch fehlten die Worte, denn vom plötzlich abwesenden Onkel, der jenseits oder trotz aller Politik beliebt war und oft mit seinen Kindern Irmgard, Gregor, Magda und dem kleinen Kasimir auf Sonntagsbesuch zu Kaffee und Kuchen oder zum Nachmittagsskat mit den Eltern kam, war nicht mehr die Rede. Sein Name blieb ausgespart, als hätte es ihn nie gegeben, als sei alles, was ihn und seine Familie betraf, unaussprechlich.

Der von Mutters Seite her kaschubische Teil der Verwandtschaft und deren stubenwarmes Gebrabbel schien – von wem? – verschluckt zu sein.

Und auch ich habe, wenngleich mit Beginn des Krieges meine Kindheit beendet war, keine sich wiederholenden Fragen gestellt.

Oder wagte ich nicht zu fragen, weil kein Kind mehr?

Stellen, wie im Märchen, nur Kinder die richtigen Fragen?

Kann es sein, daß mich Angst vor einer alles auf den Kopf stellenden Antwort stumm gemacht hat?

Das ist die winzigtuende Schande, zu finden auf der sechsten oder siebten Haut jener ordinären, stets griffbereit liegenden Zwiebel, die der Erinnerung auf die Sprün-

ge hilft. Also schreibe ich über die Schande und die ihr nachhinkende Scham. Selten genutzte Wörter, gesetzt im Nachholverfahren, derweil mein mal nachsichtiger, dann wieder strenger Blick auf einen Jungen gerichtet bleibt, der kniefreie Hosen trägt, allem, was sich verborgen hält, hinterdreinschnüffelt und dennoch versäumt hat, »warum« zu sagen.

Und während der Zwölfjährige noch peinlich befragt und dabei gewiß von mir überfordert wird, wäge ich in immer schneller schwindender Gegenwart jeden Treppenschritt, atme hörbar, höre mich husten und lebe so heiter es geht auf den Tod hin.

Der erschossene Onkel, Franz Krause, hinterließ Frau und vier Kinder, die etwas älter, gleichen Alters, zwei oder drei Jahre jünger als ich waren. Mit ihnen durfte nicht mehr gespielt werden. Sie mußten die altstädtische Dienstwohnung auf dem Brabank räumen und aufs Land ziehen, wo die Mutter zwischen Zuckau und Ramkau eine Instkate und einen Acker besaß. Dort, in der gehügelten Kaschubei, hausen des Briefträgers Kinder noch heute, geplagt von üblichen Altersgebrechen. Sie erinnern sich ganz anders. Ihnen fehlte der Vater, während mir meiner in enger Wohnung zu nahgerückt stand.

Der Angestellte der Polnischen Post war ein ängstlich besorgter Familienmensch, nicht geschaffen, als Held zu sterben, dessen Name späterhin als Franciszek Krauze auf einer Gedenktafel aus Bronze zu lesen steht und so verewigt sein soll.

Als mir im März achtundfünfzig nach einiger Mühe ein Visum für Polen ausgestellt wurde und ich von Paris über

Warschau anreiste, um in der aus Trümmern wachsenden Stadt Gdańsk nach Spuren der vormaligen Stadt Danzig zu suchen, fuhr ich, nachdem hinter restlichen Ruinenfassaden und entlang dem Brösener Strand, später am Lesetisch der Stadtbibliothek wie im Umfeld der heilgebliebenen Pestalozzi-Schule und zuletzt in den Wohnküchen zweier überlebender Postangestellter genügend viel Erzählstoff zu finden und zu hören gewesen war, aufs Land zu den übriggebliebenen Verwandten. Dort wurde ich in der Tür einer Bauernkate von der Mutter des erschossenen Briefträgers, meiner Großtante Anna, mit dem unumstößlichen Satz begrüßt: »Na, Ginterchen, bist aber groß geworden.«

Vorher hatte ich ihr Mißtrauen besänftigen müssen und auf Verlangen meinen Paß vorgezeigt, so ausländisch fremd standen wir uns gegenüber. Doch dann führte sie mich auf ihren Kartoffelacker, den heute die betonierten Start- und Landepisten des Flughafens von Gdańsk verdecken.

Im Sommer des nächsten Jahres, als sich der Krieg schon zum Weltkrieg ausgewachsen hatte, weshalb wir Oberschüler während der Ferien am Ostseestrand nicht nur lokale Kleinstereignisse wiederkäuten, sondern auch großräumig über Grenzen hinweg schwadronierten, ging es zwischen uns immer und nur um die Besetzung Norwegens durch unsere Wehrmacht, obgleich bis in den Juni hinein lauthals Sondermeldungen den Verlauf des nachfolgenden Frankreichfeldzuges als Blitzkrieg bis zur Kapitulation des Erbfeindes gefeiert hatten: Rotterdam, Antwerpen, Dünkirchen, Paris, die Atlantikküste... So verlief unser durch Landnahme erweiterter Geografieunterricht: Schlag auf Schlag, Sieg nach Sieg.

Doch uns waren vor oder nach dem Baden weiterhin nur die »Helden von Narvik« bewundernswert. Wir lagen im Sand, sonnten uns im Familienbad, wären aber sehnlichst gerne in dem umkämpften Fjord »hoch oben im Norden« dageblieben. Dort hätten wir uns mit Ruhm bekleckern mögen, so feriensatt wir nach Niveacreme rochen.

Im Verlauf der immerwährenden Heldenanbetung ging es um unsere Kriegsmarine und um die Schlappe der Engländer, dann wieder um uns, von denen einige, so auch ich, hofften, in drei vier Jahren, wenn nur der Krieg lange genug dauere, zur Marine zu kommen, nach Wunsch als U-Bootmatrosen. In Badehosen wetteiferten wir beim Aufzählen militärischer Großtaten, begannen mit Weddighens U9-Erfolgen im Ersten Weltkrieg, kamen auf Kapitanleutnant Prien, der die *Royal Oak* versenkt hatte, und schmückten uns bald wieder mit dem bei Narvik »heiß erkämpften« Sieg.

Da sagte einer der Jungs, der Wolfgang Heinrichs hieß, gern und anerkannt gut Balladen und auf Verlangen sogar Opernarien sang, dessen linke Hand aber verkrüppelt war, so daß er als »marineuntauglich« unseres Mitleids sicher sein konnte, unüberhörbar plötzlich: »Ihr spinnt ja alle!«

Dann zählte mein Schulfreund – denn das war er – mit Hilfe der Finger seiner heilen Hand jeden unserer Zerstörer auf, die im Kampf um Narvik versenkt oder schwer beschädigt worden waren. Er ging nahezu fachmännisch ins Detail, sagte, eines der Tausendachthunderttonnenschiffe – er nannte dessen Namen – hätte auf Grund gesetzt werden müssen. Die Finger der einen Hand reichten nicht aus.

Jede Einzelheit, selbst die Bewaffnung und Geschwindigkeit des englischen Schlachtschiffes *Warspite* in Knoten, war ihm geläufig; wie ja auch wir als Kinder einer Hafenstadt alle Merkmale unserer sowie der feindlichen Kriegsschiffe herunterbeten konnten: die Tonnage, Kopffzahl der Besatzung, die Anzahl und das Kaliber der Schiffsgeschütze, die Zahl der Torpedorohre, das Jahr des Stapellaufs. Dennoch wunderten wir uns über seine Kenntnisse des Kampfgeschehens um Narvik, die weit über das hinausgingen, was uns von den tagtäglichen, im Radio verkündeten Wehrmachtsberichten hängengeblieben war.

»Ihr habt ja keinen Schimmer von dem, was wirklich da oben im Norden los war. Schwere Verluste! Verdammt schwere Verluste!«

Das wurde, bei aller Verblüffung, hingenommen, denn Fragen, woher er, Wolfgang Heinrichs, sein fabelhaftes Wissen habe, stellten wir nicht, stellte ich nicht.

Fünfzig Jahre später, als das, was sich gegenwärtig und notdürftig als »Deutsche Einheit« zu behaupten hat, Spuren zu hinterlassen begann, besuchten wir Hiddensee, meiner Ute autofreie Heimatinsel. Der Küste des angeschlossenen Ostens vorgelagert, liegt sie lieblich hingestreckt zwischen See und Bodden und ist weniger durch Sturmfluten, doch zunehmend vom flächendeckenden Tourismus gefährdet.

Nach längerer Wanderung über Heidewege suchten wir in Neuendorf Martin Gruhn, einen Jugendfreund meiner Frau, auf, der sich nach seiner mit dem Ruderboot in Richtung Schweden gewagten Flucht aus der Deutschen Demokratischen Republik und der nach Jahren beschlossenen Rückkehr in den Arbeiter- und Bauernstaat dort zur